

ANGELIKA FELENDÄ

DER EISERNE SOMMER

KRIMINALROMAN



SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 4713

München 1914: Während die Bevölkerung wie im Taumel das hundertjährige Bestehen des königlichen Leibregiments feiert, wird am Isarufer die Leiche eines jungen Mannes gefunden. Die Ermittlungen führen den jungen Kommissär Reitmeyer von den Arbeitervierteln bis in die Villen der Großbürger – und in das berühmt-berühmte Café Neptun, Vergnügungsort der Offiziere. Weil er jedoch per Gesetz nicht gegen das Militär ermitteln darf, wird er vom Polizeipräsidenten persönlich bedrängt, seine Ermittlungen einzuschränken. Da macht Reitmeyer eine ungeheuerliche Entdeckung, die nicht nur ihn selbst zum Abschuss freigibt – unmittelbar vor Kriegsausbruch könnte sie das ganze Land in den Untergang stürzen.

Angelika Felenda, geboren in Nördlingen, hat Geschichte und Germanistik studiert und arbeitet als Autorin und Übersetzerin in München.

Zuletzt ist von ihr im Suhrkamp Verlag erschienen: *Wintergewitter* (2016).

Angelika Felenda
**DER EISERNE
SOMMER**

Reitmeyers erster Fall

Kriminalroman

Suhrkamp

Erste Auflage 2016
suhrkamp taschenbuch 4713
© Suhrkamp Verlag 2014
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlagfoto: ullstein bild – Philipp Kester
Umschlaggestaltung:
Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46713-8

DER EISERNE SOMMER

PROLOG

Herbst 1913 – Frühjahr 1914

AUFZEICHNUNGEN EINES OFFIZIERS

20. OKTOBER 1913

Schlechter Nachtschlaf. Wenn Bismarck nicht schlafen konnte, hat er die ganze Nacht »durchgehasst«, wie er sagte. Mir gelingt das auch tagsüber.

22. OKTOBER 1913

Mit Rüdesheim und dessen Schwester in der Tonhalle. Auf ihr Betreiben natürlich. Der dürre Blaustrumpf, diese eckige Brillenschlange, die sich für eine begnadete Pianistin hält und unsere Ohren so oft es ihr gelingt mit den Missklängen moderner französischer Komponisten traktiert, durfte solch ein Ereignis selbstredend nicht versäumen. Der berühmte russische Tänzer Alexander Sacharoff war in der Stadt, der erste Mann, der allein auf einer Bühne auftritt, ohne Primaballerina, ohne Corps de ballet. Es sei ein »synästhetisches Erlebnis«, schnatterte die Ziege, die »Konvergenz der schaffenden Triebe«. Wenn Rüdesheim mich nicht nachdrücklich an meine Freundschaftspflicht erinnert hätte, wäre ich noch an der Kasse umgekehrt. Der Zudrang war allerdings ungemein, und die Überfüllung der Stehplätze geradezu beängstigend.

Was wurde geboten? Eine zaunlattendürre, bleichgeschminkte Gestalt mit brennend rot gemalten Lippen und ausgeprägt jüdischen Zügen, das Haupt von einer Allonge-Perücke umwallt, stakste oder hüpfte in einer Art kurzem Reifrock, unter dem kräftige Männerbeine hervorkamen, über die Bretter. Das unkaschiert Androgyne, das offen Abartige des Tänzers löste beim Publi-

kum, vor allem den Damen, wohlige Seufzer des Entsetzens aus. Einige der Herren, einschließlich meiner selbst, hatten aber bald genug von der Groteske und verließen den Saal. Wenn Artisten wie Sacharoff wieder Schule machen, kommen wir erneut zu einer Zeit widerwärtiger Tanzmänner, wie sie in der Spätzeit des römischen Kaiserreichs als Entartungserscheinungen zutage traten.

Später mit Rüdesheim in der Odeon-Bar noch einen Cognac genommen, nachdem er seine verzückte Schwester nach Hause expediert hatte. Er war ganz meiner Meinung, dass ein Staat, der nicht dem Untergang geweiht sein will, derlei widernatürlicher Vermischung weiblicher und männlicher Wesensart mit ganzer Entschiedenheit entgentreten müsse.

28. OKTOBER 1913

Fischessen bei Boettcher. Schmödel hatte eingeladen, um seine und Rüdesheims Prüfung an die Kriegsakademie zu feiern. Verfrüht natürlich, weil noch keineswegs feststeht, ob ihnen der Coup gelungen ist. Außerdem wurde auf das Hinscheiden einer Erbtante angestoßen, was wir zum Anlass nahmen, die teure Verblichene nochmals kräftig hochleben zu lassen.

Ohne deren Zuwendungen hätte es Schmödel wohl kaum so weit gebracht. Die kostspielige Nachhilfe für die Aufnahmeprüfung – in Mathematik und Befestigungslehre ist er wahrhaft kein Genie – hätte die Familie allein nie aufbringen können.

Mein Neid hält sich in Grenzen. Ich verschwende keine Energie auf Dinge, die sich nicht ändern lassen. Ein mittelloser Offizier, nicht adelig, der zudem über keine glänzenden Referenzen verfügt, wird niemals, da mag er noch so begabt sein, in eines der Elite-Regimen-

ter aufgenommen werden. Aber den dämlichen Herrn Kavalleristen wird schon noch schmerzlich aufgehen, wie wahrhaft überlebenswichtig in einem modernen Krieg die technischen Einheiten sind, auf die sie jetzt noch so hochmütig hinabblicken.

8. NOVEMBER 1913

Herrenabend im Haus von Scharrenbach. Zugang zu dem illustren Künstlerkreis war mir natürlich nur in Begleitung der Freunde möglich. Doch höchst seltsames Gelichter, das um Mitternacht dort auftauchte: Widerwärtig geschminkte junge Burschen, wie man sie in der Bayerstraße und am Karlsplatz herumlungern sieht, wo sie es auf die Brieftaschen einsamer Herrn abgesehen haben. Krankes Gesindel, Auswurf der Menschheit. So sehr Scharrenbach in seiner griechischen Toga sich auch bemühte, dies war nicht das Reich des Eros, das den Männerbund adelt.

Zwischendurch immer wieder Andeutungen von Rencontres in einem Hotel. Wo sich ein exklusiver Kreis zu gewissen Vergnügungen treffen soll. Die Freunde hielten sich bei Nachfrage auffällig bedeckt.

15. DEZEMBER 1913

Zum Thé dansant im Luitpold-Café. Tout le beau monde versammelt. Am Nebentisch eine bekannte Familie, die Dohmbergs – Vater im Justizministerium, die Mutter noch immer eine beauté von Graden, angeblich aus englischem Adel, mit einem Perlcollier, das eine Wittelsbacherin erleichen ließe. Die Tochter war auch dort. Ein gazellenartiges Geschöpf, das tatsächlich verblüffend hübsch ist – und kein Korsett trägt, wie Zaumer, der Weiberheld, kennerhaft bemerkte. Zudem soll sie dank eines englischen Erbes eine echte Goldmarie sein.

Ich riet Zaumer, dessen Portefeuille ebenfalls an notorischer Auszehrung leidet, sich an die junge Schönheit ranzumachen, denn in den sauren Apfel einer Ehe muss der mittellose Militär ja schließlich doch einmal beißen. Die vielfach angebotenen Dukalentöpfe der schönen Töchter Israels sind ihm als Offizier ja leider verwehrt, da ein jüdisches Weib das Ende seiner Karriere wäre.

Rüdesheim und Schmödel wirkten den ganzen Nachmittag stark bedrückt. Auf eindringliches Nachfragen gaben sie zu, dass es Probleme gebe. Gravierende Probleme.

I. JANUAR 1914

Silvester bei Boettcher, famoses Souper. Danach in Schmödels Wohnung noch einige Witwen geköpft. Veuve Clicquot und Gänseleber ist das Einzige, was wir uns von den gallischen Nachbarn gefallen lassen!

Die beiden Freunde wirkten sehr nachdenklich, als wir aufs neue Jahr anstießen. Später dann düstere Andeutungen, denen ich entnahm, dass ihre zwielichtigen Bekanntschaften zu Kalamitäten führten. Wirklich überrascht hat mich das nicht. Aber ich gab mich ahnungslos und entsetzt. Bis gegen Morgen dann Schmödel in so memmenhafte Stimmung geriet, dass er als Ausweg aus der verzweifelten Lage sogar die »finale« Lösung in Erwägung zog. Bei so viel Weinerlichkeit packt mich die Wut.

Was ist die Rolle des Offiziers in unserer Gesellschaft, fragte ich. Er ist dazu berufen, die Fahne voranzutragen und die geheiligten Ordnungen vor den Mächten der Anarchie zu bewahren! Sie stimmten mir rückhaltlos zu.

Lässt sich ein Offizier dann abhalten, seine heilige vaterländische Pflicht auszuüben? Sich gar von einer nichtswürdigen Kreatur erpressen?

Schmödel und Rüdesheim, brave Militärs, aber nicht von der schnellen Truppe, wenn es um rasche intellektuelle Auffassung geht, wollten lange nicht begreifen. Gebetsmühlenartig musste ich immer wieder den Unterschied zwischen Standesehre und zivilen Rechtslehren deutlich machen, bis sie endlich Einsicht zeigten: Wir betrachten derlei Angriffe als Krieg! Und im Krieg sind vielfältige Mittel erlaubt.

Als Erstes brauche man einen Plan. Die Kreatur müsse glauben, man gehe auf die Forderungen ein, um ihr dann die Suppe gehörig zu versalzen und ihr das Geld wieder abzunehmen. Und zwar auf eine Weise, dass die Verbrecher es nie wieder wagten, sich nochmals an einen Offizier heranzumachen. Schmödel und Rüdesheim blieben zögerlich. Wirkten aber erleichtert, als ich mich erbot, die Sache für sie in die Hand zu nehmen.

15. JANUAR 1914

Morgen ins Wintermanöver. Bau einer Feldbahn bei Ingolstadt.

5. MÄRZ 1914

Offensichtlich ist das Treiben gewisser Offiziere der militärischen Führung nicht verborgen geblieben. Da ich das Umfeld kenne, ist man von oberer Stelle an mich herangetreten. Nur aus Pflichtgefühl gegenüber meiner Nation habe ich mich bereit erklärt, den Auftrag anzunehmen. Ich soll beobachten und berichten. Meine Auslagen werden erstattet.

I
AULD LANG SYNE

28. Juni 1914 – 6. Juli 1914

Er trug Smoking, weißes Hemd, Weste und Überzieher, wie einer der Herren, die noch ein wenig frische Abendluft genossen, bevor sie zu einer Gesellschaft, ins Theater oder zum Souper eilten. Einen Augenblick blieb er auf der Brücke stehen, die Hände auf der Brüstung, und stieg dann langsam die Treppe zum Wasser hinunter. Er hatte keine Eile, ihm blieb noch eine Stunde bis zu dem Treffen, und er wollte auf keinen Fall zu früh dort auftauchen, lieber eine Viertelstunde später. Sollte der Kerl doch ruhig nervös werden.

Ein kühler Hauch wehte vom Flussbett herauf. Das Wasser hatte eine bläulich graue Farbe und strömte gurgelnd an den Brückenpfeilern vorbei. Die Häuserfront am Ostufer wurde von den letzten Strahlen der Abendsonne in rosiges Licht getaucht. Noch nie war er hier gewesen, um die Aussicht zu bewundern, noch nie hatte er angehalten, um den Blick über den Fluss schweifen zu lassen. Wo er herkam, hatte man keine Zeit für derlei Dinge. Warum also jetzt damit anfangen, wo er in ein paar Stunden in einem Zug sitzen würde, der ihn für immer von hier wegbrachte.

Er stieg die Treppe wieder hinauf, schlenderte weiter und bog schließlich in eine Straße ein, wo ein Café seinen gelben Lichtschein auf die Pflastersteine des Fahrdamms warf. Er trat ein und stellte fest, dass er der einzige Gast war. Niemand hatte ihn bemerkt, und er musste mit den Fingern auf die Tischplatte trommeln, bis endlich jemand erschien und sich um ihn kümmerte. Er bestellte einen doppelten Cognac, den er bedächtig in kleinen Schlucken trank. Aber heute kam nicht das wohlige warme Gefühl auf, wie er es sonst kannte, sondern eher ein unangenehmes Kribbeln, eine Art nervöse Erregung in der Magengegend, die ihn einige Male tief Atem holen ließ. Die alte Frau, die ihn bedient hatte, blickte von ihrem Platz

am Tresen zu ihm herüber. Er deutete auf sein Glas. Den zweiten Cognac stürzte er so schnell hinunter, dass ihm fast die Luft wegblieb. Er schüttelte sich und lockerte die Schultern. Die Frau ließ ihn nicht aus den Augen. Wie ein ausgestopfter Vogel saß sie an ihrem Platz und starrte zu ihm herüber. »Ein Glas Wasser«, sagte er, zu laut, wie ihm schien, in der Stille des Lokals, die nur vom mechanischen Ticken einer Uhr unterbrochen wurde. »Irgendwie schwül heut Abend«, fügte er hinzu. Er trank auch das Wasser in einem Zug, und als er das Glas auf die Marmorplatte zurückstellte, hallte ein zu lautes, hart klirrendes Geräusch durch den Raum. Dann hob er seinen Blick in die Richtung, aus der das Ticken kam. Noch gut eine halbe Stunde. Aber hier wollte er nicht bleiben.

Mit raschen Schritten ging er zum Flussufer zurück. Von dort aus, auf der anderen Straßenseite, im Schatten der Platanen verborgen, sah er auf den Eingang des Lokals hinüber. Helles Licht strömte aus der Tür, und davor standen mehrere Grüppchen junger Leute, Offiziere zumeist, manche in Begleitung von Damen. Sie unterhielten sich laut, Wortfetzen drangen zu ihm herüber, und ab und zu ein hohes gekünsteltes Frauenlachen. Von der Kirche schlug es halb neun.

Wenn der andere hineingegangen wäre, hätte er ihn gesehen. Vielleicht saß er schon drinnen? Plötzlich hatte er das Gefühl, jemand stehe hinter ihm, nicht er beobachte, sondern er selbst werde beobachtet. Das Rauschen des Wassers schien nicht mehr aus dem Flussbett zu kommen, sondern in seinen Ohren zu tosen, und der Wind in den Blättern hörte sich an wie ein Zischeln, als flüstere jemand neben ihm.

Er nahm ein Etui heraus, zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief. Der Rauch beruhigte ihn. Eine Weile noch sah er zu dem Eingang hinüber, dann setzte er sich wieder in Bewegung und überquerte die Straße.

Als er an den Offizieren vorbeiging, hob einer den Kopf, und einen Moment lang sah es aus, als wollte er ihn grüßen.

Aber dann wandte der junge Mann sich ab und kehrte ihm den Rücken zu. In der Öffentlichkeit wollte der natürlich nichts mit ihm zu tun haben. Die feige Sau.

Im Windfang des Lokals schob er sich an einer Gruppe von Leuten vorbei und trat ein. Wie immer herrschte großes Getriebe. Leutnants in Uniform drängten sich an der Bar, alle Plätze waren besetzt, und durch die Rauchschwaden sah er in den Billardraum, wo an allen Tischen gespielt wurde. Er blickte sich suchend um. Richtig. Rechts hinten an der Garderobe ... der kleine Tisch. Ein Reservierungsschild. Eine Flasche, zwei Gläser. Seltsam. Er machte eine fragende Geste zum vorbeihastenden Kellner. Der nickte. Er setzte sich. Hennessy ... *spendabel, unsere Kundschaft*. Er schenkte sich ein und trank. In drei Stunden ging sein Zug. Drei Stunden, dann war er raus aus allem. Keine schäbigen Kellnerstellen, kein Katzbuckeln mehr vor den feinen Herrn. Zuerst nach Hamburg, dann nach Amerika. Das Geld würde reichen. Weil er nicht teilte! Bis sein Kompagnon das merkte, war er längst über alle Berge. Weit weg, für immer.

Es war heiß in dem Lokal. Er lockerte den Kragen. Wo blieb der Kerl? So hatte er sich die Sache nicht vorgestellt. Er wollte bestimmen, wie die Chose lief. Er schenkte sich nach. Am liebsten wäre er abgehauen, hätte den Termin einfach platzen lassen. Aber er brauchte das Geld, ihm blieb keine Wahl. Alles war vorbereitet, die Übergabe musste jetzt stattfinden.

Er hatte den Bahnhof als Treffpunkt vorgeschlagen, aber der andere wollte das Neptun. Neptun am Isarstrand. Als eine Blumenverkäuferin ein »Sträußchen für die Dame« anbot, scheuchte er sie weg. Dann griff er nach der Flasche und füllte erneut sein Glas. Sollte der Kerl sich doch eine neue bestellen! Er stützte den Kopf in die Hände und kniff ein paar Mal die Augen zusammen. Das Licht war zu grell, der Raum zu verqualmt, das Klappern der Teller aus dem hinteren Speiseraum klirrte an sein Ohr. Die Kokotten, die hier ihre Kunden ab-